

Einleitung

Die vorliegende Arbeit ist eine schriftliche Ausarbeitung zur mündlichen Diplomprüfung im Fach Denkmalpflege bei Herrn Prof. Leo Schmidt an der Technischen Universität Cottbus.

Es handelt sich um das frei gewählte Thema Synagogenbauten in den neuen Bundesländern mit dem besonderen Schwerpunkt auf die einzigartige Synagoge in Gröbzig, Sachsen-Anhalt.

Inhaltlich orientiert sich die Arbeit sehr eng an die Ausführungen Holger Brülls in der Veröffentlichung des Landesamtes für Denkmalpflege Sachsen-Anhalt „Synagogen in Sachsen-Anhalt“ (Verl. f. Bauwesen, Berlin 1998) und an Informationen aus dem persönlichen Gespräch mit Frau Dr. Mendez vor Ort.

Ein Anhang mit selbst gemachten Fotos ist der Ausarbeitung beigelegt.

Synagogen in Sachsen-Anhalt

Nicht nur in allen großen und mittleren, sondern auch in den meisten kleinen Städten Deutschlands gehörten spätestens seit dem 19. Jhd. die Synagogen der jüdischen Gemeinden zu den stadtbildprägenden Bauten. Diese Synagogen und auch die Friedhofsbauten gehören zu den, für unser geschichtliches und kulturelles Bewusstsein, wichtigsten Kulturdenkmälern überhaupt.

Eines der bedeutendsten Zeugnisse dieser Architekturgattung in Sachsen-Anhalt soll hier vorgestellt und hinsichtlich ihrer religiösen Funktion und architekturhistorischen Bedeutung beleuchtet werden.

Es ist die durch ihren besonders hohen Authentizitätswert auffallende, bereits Instand gesetzte Ensemble der Synagoge in Gröbzig bei Köthen mitsamt den ihr zugeordneten Bauten.

Die Synagoge in Gröbzig bei Köthen

Gröbzig ist eine kleine Landstadt zwischen Halle und Köthen oberhalb des Fuhneflusses gelegen und besitzt drei baulich prägende Elemente:

1. den spätgotischen Schlossturm,
2. den Turm der evangelischen Stadtkirche und
3. die Synagoge mit ihrem ungewöhnlich steilen Dachzelt.

Die Stadt war ehemals ein Gebietsausschluss von Anhalt-Dessau in der für Juden vergleichsweise günstige Lebens- und Arbeitsbedingungen herrschten wie in Dessau oder Wörlitz. Die stattliche Synagoge kann somit als Zeugnis dieses gesellschaftlichen Status betrachtet werden.

Sie ist wahrscheinlich im späten 18. Jahrhundert unter der Regierung des Fürsten Leopold III. Friedrich Franz von Anhalt-Dessau entstanden und ist typologisch vergleichbar mit den Synagogen in Wörlitz (1789) und in Halberstadt (1712).

Besonders wertvoll für die Geschichte des jüdischen Gottesdienstes und seiner Reform in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts sind die äußeren und inneren Veränderungen, welche in den 1850er Jahren an der Gröbziger Synagoge vorgenommen wurden.

Da nicht nur die bauliche Hülle erhalten geblieben ist, sondern – einzigartig in Sachsen-Anhalt – auch die wichtigsten Bestandteile des historischen Inventars, hat die Gröbzigener Synagoge als jüdisches Kulturdenkmal die höchste Authentizität im Lande. Eine Besonderheit ist auch die Verdichtung der gemeinschaftlichen Funktionen in den erhaltenen Bauten des Ensembles. Über die Synagoge hinaus findet man Schulhaus, Kantorhaus, Mikwe und Remise (Wagenschuppen) für den Leichenwagen.

Zur Gemeindegeschichte und -struktur

Bis weit ins 19. Jahrhundert hinein hieß das Städtchen teilweise im Volksmund „Jugendgröbzig“, was daran liegt, dass die im Lande ohnehin überdurchschnittlich hohe Anzahl jüdischer Einwohner hier vor allem in der zweiten Hälfte des 18. und der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts besonders hoch war. Erste Anwesenheit von jüdischen Einwohnern ist für 1660 belegt. Eine vermehrte Zuwanderung von Juden nach Gröbzig ist erst für die Zeit nach dem Dreißigjährigen Krieg bezeugt.

Die Stadt lag verkehrsgünstig an der Grenze zwischen Anhalt, Preußen und Sachsen und bot deshalb, für die meist im Handel tätigen Juden, gute Existenzbedingungen. Auch die Messemetropole Leipzig war nur eine Tagesreise entfernt.

Die Gröbzigener Juden waren aus Immigranten bunt gemischt und damit repräsentativ für viele jüdische Gemeinden jener Zeit.

Eine Judenzählung im Jahre 1753 erfasste 26 Männer als Familienoberhäupter, bzw. 40 Familien in der Stadt. In den 1790er Jahren gab es einen Rückgang auf 20 Personen. 1843 werden 158 Juden bei 1283 Einwohnern gezählt, das entspricht 12%. Statistisch gab es im späten 18. und frühen 19. Jahrhundert zwischen 6% und 20% Juden in Gröbzig.

Zeugnissen zufolge war die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts die Blütezeit der Gemeinde. Den Bau der Synagoge kann man aber in der 2. Hälfte des 18. oder erst im frühen 19. Jahrhundert vermuten. Das genaue Baudatum der Synagoge ist heute kaum mehr fixierbar, überliefert sind jedoch die Jahreszahlen 1766, 1780 und 1796.

Die Gemeinde selbst konstituierte sich offiziell erst im Jahre 1835, und orientierte sich mit ihrem Gottesdienst am reformierten Ritus Dessaus.

(Aus der Gröbzigener Gemeinde ging im 19. Jahrhundert der bedeutende Sprachwissenschaftler und Berliner Professor Heymann (=Chajim) Heinrich Steinthal (1823-1899) hervor. Seine Gelehrtenbiographie bestätigte den Erfolg der Emanzipations- und Assimilationsbestrebungen der deutschen Juden im frühen und mittleren 19. Jahrhundert.)

Steinthal beschrieb die materiellen Verhältnisse im frühen 19. Jahrhundert als bescheiden, aber auskömmlich. Auch das Verhältnis zu den christlichen Nachbarn war trotz gesetzlicher Benachteiligung „*durchaus freundlich*“. „*Die Synagoge war reich; die darin beteten, waren es weniger, als man aus diesem Luxus hätte meinen können.*“ Also ein Zeichen für das typische kleinbürgerlich-bescheidene, streng religiöse Milieu des deutschen Landjudentums dieser Zeit, das seine Mittel in die Ausbildung der Kinder und den Unterhalt und Schmuck der Synagoge investierte.

Die Zahl der jüdischen Einwohner sank im späten 19. Jahrhundert wie auch anderen Orts sehr stark ab. 1865, kurz nach dem aufwendigen Synagogenumbau, sind es aber immer noch 6,7%. Im Jahre 1903 waren von 2001 Gröbzigern nur noch 39 Personen Mitglieder der jüdischen Gemeinde, 1933 wegen der Flucht in die großen Städte dann nur noch 10 Personen.

Die letzte Messe wurde am 12. August 1934 in der Synagoge gehalten und seit 1935 diente sie als Heimatmuseum der Stadt. Durch diese Umnutzung entging das Gebäude schließlich der Zerstörung in der „Reichskristallnacht“ von 1938.

Nach seiner Restaurierung in den 1980er Jahren zeigt sich das Bauwerk in einer dem Zustand des mittleren 19. Jahrhunderts entsprechenden Fassung, so wie sie durch die Umgestaltung in den Jahren 1858/59 geschaffen wurde.

Lage des Synagogenkomplexes

Die Synagoge liegt im Südosten des Stadtkerns an der Lange Straße in der Nähe des dreieckigen Marktplatzes. Zu ihrer rechten Seite befindet sich ein zweigeschossiges Wohnhaus für Kantor (chasan), Lehrer und Schächter, und eine weiter hinten auf dem Grundstück liegende Schulstube. Davon ab gab es ein, 1934 leider zugeschüttetes, Ritualbad (mikwe) und eine 1939 abgerissene Remise für den Leichenwagen, die später wiedererrichtet worden ist.

Die Synagoge lag inmitten der umgebenden Wohnbebauung – geschützt, aber nicht versteckt, und so kann von einer Randstellung der Synagoge, wie sie in anderen Städten vielfach üblich war, nicht die Rede sein. Geschäftslokale und die Wohnstätten der meisten jüdischen Kaufleute befanden sich unweit der Synagoge an der Lange Straße und am Markt.

Bemerkenswert für einen solchen Bau ist die selbstbewusste Stellung der Synagoge im Straßenbild, wobei die heutige Situation allerdings erst durch die massiven bauli-

chen Veränderungen der späten 1850er Jahre entstanden ist. 1858 wurde nämlich das alte Gemeinde- und Schulhaus abgerissen, welches links an das jetzige Kantorhaus anschloss und die Synagoge etwa bis zur Hälfte verdeckte.

Zwar tritt die Synagoge deutlich hinter die Flucht der Nachbarbebauung zurück, jedoch schaffen die Eingangshalle und die Leichenwagenremise mit ihren auffälligen Rundgiebeln – das Gebäude flankierend – eine Art Ehrenhof vor der Synagoge.

Aus der eher bescheidenen Hofsynagoge mit ihren typologisch neutralen Baukörpern war somit ein straßenbildprägendes Ensemble geworden.

Diese Art, einen Synagogenbau vom Straßenraum abzusetzen und ihm durch einen Vorhof zugleich größere Wirkung zu verschaffen, wird bei vielen städtischen Synagogen des späteren 19. Jahrhunderts zu einem beliebten – durch die Enge der Grundstücke allerdings aber auch oft erzwungenen – städtebaulichen Kunstgriff.

Außenbau

Die Gröbziger Synagoge ist ein einfach gegliederter, geräumiger Saalbau.

Über dem Grundriss eines Rechtecks von 11 x 13 m erhebt sich ein Raum mit der beachtlichen Höhe von 10,50 m.

Die Synagoge ist als Bruchsteinbau mit in Ziegel gemauerten Fensterlaibungen ausgeführt und außen heutzutage nach Befund wieder graugrün, mit weißer Abhebung der schmalen Fensterfaschen und Ecklisenen, verputzt.

Das mächtige, pyramidenartige, sehr steile Walmdach ist höher als die Umfassungswände des Betsaals und überragt jüdischer Bautradition gemäß alle Wohnhäuser seiner Umgebung.

Die äußere Gestaltung der Synagoge ist schlicht; Wandflächen sind allseitig durch große, mit sehr flachen Segmentbögen abschließende Fenster gegliedert.

Äußerlich unterscheidet sich die Gröbziger Synagoge von den zahlreichen evangelischen Predigtsälen des 18. und frühen 19. Jahrhunderts, wie sie im Umland vielerorts in großer Zahl entstanden, eigentlich nur durch den fehlenden Turm. Von der Baukörperbildung her ist sie dem bescheidenen Bethaus in Choräu bei Aken (um 1800) recht ähnlich.

Während der Umgestaltung Mitte des 19. Jahrhunderts wurde die Synagoge im Eingangsbereich wesentlich verändert. Ursprünglich besaß der Betsaal an der Westseite eine offene Vorhalle (Narthex) die sich mit zwei Rundbogen-Arkaden zum Hof hin öffnete. Der links in dieser Vorhalle gelegene Treppenaufgang zur Frauenempore war früher durch eine separate Tür erreichbar. Männer und Frauen konnten so getrennt die Synagoge betreten.

Die Schließung dieser Vorhalle im Zuge des Umbaus von 1858/59, die zu der jetzt vorzufindenden Hoffassade mit Portal in der Mittelachse führte, hatte wahrscheinlich nicht nur Komfortgründe, sondern hing auch mit der Lockerung der rituellen Gewohnheiten, bedingt durch den Einfluss der Dessauer Reformbewegungen, zusammen.

Vorbild der ungewöhnlichen Vorhalle der Gröbziger Synagoge ist die Dessauer Synagoge, die bereits 1730 eine solche offene Vorhalle hatte. Demnach folgte der Gröbziger Bau dem Typus der residenzstädtischen Synagoge.

Zur Bedeutung der Eingangs- und Hofsituation

Die ungewöhnlich eindrucksvolle Eingangssituation hob nicht nur das städtebauliche Erscheinungsbild der Synagoge an, sondern war auch bedeutsam für die Wirkung der Innenarchitektur.

Die Gottesdienstbesucher betraten die Synagoge nicht einfach über den Hof, sondern durch die an das Kantorhaus angebaute kleine Vorhalle.

Über dem Eingang ist in hebräischer Schrift die rekonstruierte Inschrift zu lesen: „*Haus Jacob, lasst uns wandeln im Lichte des Ewigen.*“

Durch die Vorhalle gelangte man in den Vorhof der Synagoge und mit der Schließung des „Narthex“ war ein weiterer Vorraum gewonnen, so dass dem eigentlichen Synagogenraum insgesamt drei Räume vorgeschaltet sind, durch den der Eintritt in das eigentliche Gotteshaus um so wirkungsvoller wird.

Eine solch aufwendig inszenierte Eingangssituation ist für eine ländliche Synagoge jener Zeit sehr ungewöhnlich.

Die räumliche und atmosphärische Separierung des Gottesdienstraumes vom profanen Umfeld gehört zu den Grundzügen des Synagogenbaus im 19. Jahrhundert. Die Synagoge wird dadurch von den Gemeindemitgliedern nicht mehr als halbprofane Versammlungsstätte wahrgenommen, sondern als ein vom profanen Bereich gänzlich abgesondertes *Heiligtum*.

Das Innere

Der Innenraum der Gröbziger Synagoge ist wegen seiner beachtlichen Höhe sehr eindrucksvoll und wird in seiner Höhenwirkung durch das lichtlose, spitzbogige Muldengewölbe mit seiner Dunkelheit noch gesteigert.

Der Männerbetraum ist durch die Trennwand zur Vorhalle verkürzt und hat deshalb einen quadratischen Grundriss. Dadurch wirkt der hochgewölbte steile Saal fast wie ein Zentralraum.

Die zurückhaltende, farblich sehr gedämpfte und warme Raumfassung mit den steinfarbenen Wänden und dezenter farbiger Ornamentik entspricht der spätklassizistischen Dekorationskunst des mittleren 19. Jahrhunderts.

Abgesetzte Sockel und gegliederte Wandfelder, blaues, sternbedecktes Gewölbe und kassettierte Deckeneinzüge prägen den Raum. Innenausstattung und Raumfassung entstammen der Umbauphase der 1850er Jahre.

Vor der in die Ostwand eingelassenen Toranische steht eine schlichte, ganz flache Schreinarbeit, die als rundbogige Ädikula (tempelförm. Nische) mit geradem Abschluss ausgeformt ist und quasi als „Zugang zum Allerheiligsten“ eher Torcharakter hat.

So wie die Giebel von Eingangshalle und Remise ist auch die Architektur des Toraschreins in einer Art Rundbogenstil gehalten, dem durch die schlanken Säulen mit „Alhambra-Kapitellen“ etwas des sogenannten „Synagogenstils“, des maurischen Stils hinzugefügt worden ist.

Direkt vor dem Toraschrein steht eine Kanzel mit polygonal gebrochener Brüstung und davor wiederum der Almemor. Daraus entstand eine Gruppierung von Schrein, Kanzel und Almemor, welche Ähnlichkeit mit protestantischen Kanzelaltären hatte.

Nach *Steinthal* war der Almemor um 1835 noch in der Mitte des Raumes aufgestellt und stand dort orthodoxer Tradition entsprechend wahrscheinlich bis zum Umbau 1858/59. (Die Frauengalerie war damals noch vergittert.)

Bereits in den 1830er Jahren machten sich jedoch die Dessauer Reformtendenzen auch in der Gröbzigener Gemeinde verstärkt bemerkbar und wurden als reformierte Dessauer Synagogenordnung 1835 in Gröbzig offiziell eingeführt.

Das feste Gestühl war ein wichtiges Element der Gottesdienstreform und ersetzte die traditionellen, beweglichen Betstände.

Mit Beginn der Nutzung als Museum war das Gestühl 1934 entfernt worden; es wurde 1988 nach einer erhaltenen Wange rekonstruiert.

Die in ihrem Zweck bislang nicht gedeutete Uhr an der hölzernen Brüstung der Frauenempore mag ebenfalls mit den Reformbestrebungen zusammenhängen. Zu den wichtigen gottesdienstlichen Reformen gehörten der pünktliche Beginn der Gottesdienste und die Vermeidung einer zu langen Dauer.

Die Gröbzigener Synagoge ähnelte in der 1859 geschaffenen Raumgestalt sehr stark der gleichzeitig errichteten neuen Dessauer Synagoge. Dieser wesentlich größere Bau besaß jedoch im Unterschied zu Gröbzig eine U-förmige Frauenempore. Es ist anzunehmen, dass der Neubau der Dessauer und der Umbau der Gröbzigener Synagoge von demselben Baumeister, geplant wurden. Die Gröbzigener Synagoge bewahrte jedoch in ihrem äußeren Erscheinungsbild den spät- oder nachbarocken Charakter.

Raumatmosphäre und Raumsymbolik

(*Steinthal* berichtet von einer Zeit, in der die am Vorbild des nüchternen, untheatralischen protestantischen Predigtgottesdienstes orientierte Reform das religiöse Leben dieser orthodoxen Landgemeinde noch nicht erfasst hatte.)

Das hölzerne Gewölbe des Synagogenraumes war im frühen 19. Jahrhundert nach *Steinthal* bemalt mit vereinzelt sehr dunklen, ein schweres Gewitter androhenden Wolken, zwischen denen sich im blauen Himmel Sterne zeigten.

Eine Anspielung auf die Erscheinung der alttestamentarischen Gottheit in Wolken, Rauch und Feuer. Mit dem darunter zentral aufgestellten Almemor, auf dem die Tora gelesen wurde, erschien demnach die Synagoge als eine Art Reinszenierung der Begegnung Israels mit der sich offenbarenden Gottheit am Sinai.

Der Synagogenraum verfügt über eine eindrucksvolle, langhallige Akustik und die emotionale und ästhetische Adhäsionskraft, welche das traditionelle Judentum (selbst für einen assimilierten großstädtischen Intellektuellen und Wissenschaftler wie *Steinthal*) im späten 19. Jahrhundert noch hatte.

Von dieser mystischen Stimmung teilt sich auch heute noch etwas dem Besucher mit, der in das Innere der Gröbziger Synagoge eintritt.

Schicksal der Synagoge als Denkmal

Nach der letzten Messe im Jahre 1934 wurde die Synagoge als Heimatmuseum hergerichtet.

1936 kam ein Vertrag zwischen Heimatverein und Stadt über die Nutzung als Heimatmuseum zustande, erst 1940 erfolgte jedoch der Verkauf durch einen Gemeindevertreter an die Stadt.

Dabei blieb der Charakter des Kultraumes trotz musealer Nutzung im wesentlichen erhalten. Insgesamt blieb der Komplex durch verschiedene glückliche Umstände von völliger Verfremdung oder gar Entstellung verschont.

Die Unterschutzstellung der Synagoge als Kulturdenkmal soll noch 1938 vollzogen und 1943 im Denkmälerinventar aufgeführt worden sein.

Ähnlich wie beim Wörlitzer „*Judentempel*“ wurde jedoch mit keinem Wort die ursprüngliche Funktion des Gebäudes erwähnt. Das „Heimatmuseum“ wird lapidar als „*einfacher viereckiger Bau, Anfang des 19. Jahrhunderts mit einem saalartigen Raum mit Muldengewölbe*“ beschrieben, welches zur Rettung des schwer gefährdeten Gebäudes vor den Nationalsozialisten beigetragen haben dürfte.

Die Betreuer des Heimatmuseums (Lehrer Otto Hohmann und Museumsverwalter Friedrich Fuchs) bewahrten und sammelten noch während der NS-Zeit jüdische Ritualien im Synagogeninneren.

Die nationalsozialistische Verwaltung nahm immer wieder Anstoß daran, dass das Heimatmuseum nach wie vor als Synagoge erkennbar war und ordnete an, „*alles das von diesem Gebäudekomplex entfernen zu lassen, was irgendwie an das Judentum erinnert (...)*“. Alle hebräischen Inschriften und jüdischen Symbole wurden überstrichen und überklebt, jedoch ohne sie zu zerstören.

Das kleine Schulgebäude im Synagogenhof wurde noch bis 1938 als Betstube von den wenigen in Gröbzig gebliebenen Juden genutzt. 1939 kam es aber zum Abriss der Leichenwagenremise, wodurch die eindrucksvolle Straßenfront stark gestört wurde.

Nach dem Krieg wurde die Synagoge zu einem Mahnmal für die Opfer des Faschismus umfunktioniert. Ein großer Gedenkstein mit der Inschrift „*O.d.F. (Opfer des Faschismus) Ihr Tod ist Mahnung*“, der 1954 auf dem Gröbziger Markt aufgestellt worden war, stand seit 1963/67 direkt vor der Synagoge, welche seither für Gedenkrituale reserviert war und durch die aufdringliche, dominierende Gedenkstätte in den Hintergrund gedrängt wurde.

1986 nahm *Hans Berger* (Leiter des Instituts für Denkmalpflege in Halle) die Bewahrung des kultischen Charakters der Synagoge wieder auf. *Berger* empfahl einen „*weitgehenden Verzicht auf den Charakter eines Heimatmuseums, andererseits aber auch Verzicht auf die zusätzliche Gestaltung als Gedenkstätte, denn Gedenkstätte ist diese Anlage eo ipso. In der Synagoge sollte der kultische Aspekt absoluten Vorrang haben.*“

Diese Zielsetzung erscheint noch heute beispielhaft, da sie dem ideologischen Missbrauch der Synagoge durch den sozialistischen Staat entgegentrat und auch die „Selbstverständlichkeit“ der Synagoge als Mahnmal deutlich machte. Ein solches Kulturdenkmal bedarf keiner symbolischen Manipulation oder Steigerung.

Nach einiger Zeit wurde die *O.d.F.-Gedenkstätte* schließlich wieder an den Marktplatz versetzt und die Rückführung in den Bauzustand des mittleren 19. Jahrhunderts wurde begonnen.

Die Restaurierung des Komplexes erfolgte in den Jahren 1984-88 und war zum 50. Jahrestag des Novemberpogroms beendet. Leider wurde dabei die Schulstube ohne Genehmigung abgerissen, jedoch später in der Originalgestalt wieder aufgebaut. Die 1939 abgerissene Leichenwagenremise wurde komplett neu errichtet.

(Auch die Inschrift wurde erneuert: „*Und es war zur Abendzeit, da ward Licht.*“)

(Der ganz einsam vor der Stadt mitten im Feld gelegene jüdische Friedhof, angeblich um 1670 angelegt, wurde bis 1988 wieder hergerichtet. Die Pappeln, die nach den Memoiren von *Steinthal* vor der Mauer standen, wurden neu angepflanzt, so dass der Begräbnisplatz durch diese in der Landschaft weithin sichtbare Gestaltung auch von fern als eine Art Nekropole wahrgenommen werden kann. Fürst Franz von Anhalt-Dessau hatte der Gemeinde, als sie den Friedhof 1809 und 1811 vergrößerte, für die Errichtung der Einfriedung Abbruchmaterial des damals abgetragenen Gröbziger Schlosses geschenkt.)

Die Gröbziger Synagoge ist durch die Ansammlung aller religiösen Funktionen des jüdischen Gemeindelebens an einen Ort, ein in Sachsen-Anhalt einzigartiges Dokument jüdischen Lebens auf dem Lande.

In der schlichten Architektur und in der Verdichtung verschiedener ritueller Funktionen wird die Durchdringung des Religiösen und des Alltäglichen, wie sie für das traditionelle Judentum bezeichnend war, sichtbar und durch die denkmalpflegerische Rekonstruktion als Erinnerungsbild reaktiviert / revitalisiert.

Das Eindrucksvolle am Gröbziger Synagogenkomplex ist seine Alltäglichkeit.

Als jüdisches Museum präsentiert die Synagoge heute nicht nur ihre Architektur, sondern eine reiche Sammlung jüdischer Ritualgegenstände und eine Dokumentation zur Geschichte des Judentums in der Region.

Als baulich weitgehend intaktes jüdisches Gemeindezentrum aus der ersten Phase der Emanzipation ist in Deutschland nur die barocke Synagoge im fränkischen Veitshöchheim hinsichtlich kultur- und architekturgeschichtlicher Bedeutung mit der Synagoge in Gröbzig vergleichbar.

(Runder „*Judentempel*“ im Wörlitzer Park = spektakuläres Schaustück für Toleranzpolitik des Fürsten)

Anhang

(Zum öffnen des Anhangs mit Fotos zu dem behandelten Gebäudeensemble bitte auf das untenstehende Symbol doppelklicken:)



Verfasser: Christian Betke, Brandenburgische Technische Universität Cottbus